

Unverkäufliche Leseprobe



Michael von Brück
Wie können wir leben?
Religion und Spiritualität in einer Welt
ohne Maß

208 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59050-4

EINLEITUNG

Die Debatten um die «Krise der Zivilisation» reißen nicht ab. Insbesondere das nach wie vor wenig kontrollierte Bevölkerungswachstum, die zunehmende Kluft zwischen Armen und Reichen sowie Arbeitsuchenden und Arbeitenden, das (vorläufige) Scheitern der Klima-Konferenz von Kyoto und der weltweite Terrorismus machen Angst. Die Verarmung Afrikas, Lateinamerikas und einiger Teile Asiens erweist sich zunehmend als Problem auch für Europa und Amerika. Genetik, Bio- und Medizintechnologien, Nanotechnologie und der rasante Ausbau der Informationssysteme führen jedem Menschen die Unvorhersagbarkeit der Zukunft vor Augen. Eine neue Nachdenklichkeit hat eingesetzt: *Wie können wir leben?* Daß diese Frage auch im individuellen Lebensbereich aktuell ist, zeigen die Debatten um Sinnkrise, Werteverlust, Streßgesellschaft usw. Menschen fühlen sich zunehmend weniger frei in bezug auf die Gestaltung ihres eigenen Lebens, sondern eingeeignet von «Sachzwängen» und Reizüberflutungen, denen sie sich nicht entziehen zu können glauben. Individualisierung hat auch zu Vereinsamung geführt, und die Fülle von therapeutischen Angeboten angesichts dieser Entwicklungen ist kaum noch überschaubar. «Man» sucht nach Orientierung, Heilung, Sinn. Die Ratgeber-Literatur findet reißenden Absatz, und auch die Suche nach religiösen Alternativen und Spiritualität verstärkt sich, obwohl die öffentliche Wirkung der institutionalisierten Religion (Kirchen) in Europa eher abzunehmen scheint.

Viele Menschen glauben heute, an einem Wendepunkt der Geschichte zu leben. Zwar ist *jede* Zeit geprägt von Kontinuität und Aufbruch, von Trägheit und Bewegung, doch das gegenwärtige Tempo der technologischen, wirtschaftlichen und auch gesellschaftlichen Wandlungsprozesse erzeugt Ohnmacht einer-

seits und Manipulationswahn andererseits, in beiden Fällen jedoch das Gefühl von Umbruch und Maßlosigkeit. Eine Welt ohne Maß? Globalisierung, gesellschaftliche Veränderungen, das faszinierende Projekt der europäischen Einigung nach Jahrhunderten kriegerischer Konflikte einerseits, eine drohende Konfrontation der Kulturen andererseits, die Notwendigkeit einer weltweiten Rechtsordnung also, die Dringlichkeit eines ökologischen Umbaus der Industriegesellschaft, vor allem aber die rasante Entwicklung in den Wissenschaften und ihre Folgen für die Ethik sind Stichworte, die ein solches Lebensgefühl verdichten.

«Wie können wir leben?» Es geht hier nicht um Imperative, wie wir leben *müssen*, sondern um das Ausloten von Möglichkeiten kreativer Lebensgestaltung, also darum, wie wir leben *können*. Ich werde zeigen, daß dies wesentlich davon abhängt, wie wir leben *wollen*. Dabei gehe ich aus von dem Ist-Zustand, der für denjenigen, dem sich die Frage überhaupt stellt, in der einen oder anderen Weise als *leidvoll* oder ungenügend empfunden wird, und ich suche nach erkennbaren Alternativen, die plausibel sind und als realisierbar erscheinen – d. h., ich frage nach dem, was *Hoffnung* genannt werden kann. Drittens stellt sich die Frage, was zu *tun* sei, damit Leben individuell wie kollektiv gelingen kann in einer Welt, die in vieler Hinsicht die Maßlosigkeit zum Maß aller Dinge macht. Wahrnehmung von Leiden wird bestimmt dadurch, wie wir das Leiden interpretieren, von unserem Bewußtsein also, das gesteuert wird durch Begriffe und Sprachbilder der Hoffnung oder der Angst, die sich unmittelbar und langfristig auswirken und bei der Gestaltung des Lebens hilfreich oder hinderlich sein können. Es geht also um ein Selbst-Erkennen des Bewußtseins und seiner Inhalte, das zu prüfen hat, was bei der Gestaltung unseres begrenzten Lebens möglich ist und was nicht. Die Begriffe und Bilder des Bewußtseins wiederum sind geprägt von Traditionen, in Religionen, Philosophie und Kunst, sowie vom alltäglichen gesellschaftlichen Diskurs. Wie können wir leben? Die drei klassischen menschlichen Fragen nach dem Leiden, der Hoffnung und dem Tun werden also

erneut aufgeworfen, heute allerdings im Bewußtsein der Globalität des Schicksals der Menschheit im Kontext vieler kultureller und religiöser Traditionen, und zwar mit der Intention, der Ratlosigkeit und Angst zu widerstehen, damit wir unsere Verantwortung durch wohlüberlegtes individuelles wie politisches Handeln in einem bewußt gestalteten Leben wahrnehmen können.

Warum müssen wir leiden? Wer glaubt, auf diese Frage eine klare Antwort geben zu können, ist entweder naiv oder zynisch. Und doch gibt es menschliche Erfahrungen und mögliche Antworten, die hilfreich sein können. *Was dürfen wir hoffen?* Wer meint, Hoffnungen seien nur naive Utopien, die der kritischen Vernunft nicht standhalten, zerstört die Kreativität des Menschen. *Was sollen wir tun?* Wer fordert, daß alles auf einmal anders werden muß, sorgt dafür, daß alles bleibt, wie es ist, weil er sich übernimmt. Wer einfache Antworten sucht, muß enttäuscht werden, denn er verkennet die Komplexität der Welt. Komplexität zu reduzieren ist zwar sinnvoll, um *Durchsicht* zu gewinnen, was aber nicht selten zu Lasten der *Einsicht* in die tieferen Zusammenhänge von Lebensprozessen geht. Zwar ermöglicht die naturwissenschaftliche Methode des Experiments verallgemeinerbare Vorhersagen von Abläufen, Wissen also, das weitgehend widerspruchsfreie Aussagen zuläßt, doch der Preis ist eine hohe Abstraktion von den komplexen Zusammenhängen des Lebens, wobei die Abhängigkeit von der Versuchsanordnung, also von den Fragestellungen, die der Mensch an die Wirklichkeit heranträgt, bestehen bleibt. Der Mensch als Subjekt ist immer auch Teil der Gewinnung von Wissen. Die reine Objektivität des Wissens gibt es nicht, denn das Subjekt agiert mit einer derart unvorhersagbaren Komplexität, daß widerspruchsfreie und eindeutige Aussagen, die das menschliche Handeln und das menschliche Schicksal betreffen, nicht möglich sind. Und doch will ich versuchen, Wege und Möglichkeiten, neue, aber auch sehr alte Ansatzpunkte und Grundmuster aufzuzeigen, die aus der Letargie bzw. dem Diktat der angeblichen Sachzwänge befreien können. Alle drei Fragen sind nämlich nicht nur den mensch-

lichen Grundfragen, wie sie Immanuel Kant formuliert hat, nachempfunden, es sind auch Grundfragen in wohl allen Religionen.

Was aber sind *Religionen*? Sie sind Traditionen, die Gesellschaften über lange Zeiträume hinweg zusammenhalten, ihnen Werte und Deutungsmuster der Wirklichkeit geben. Religionen sind wie Sprachen, die man vorfindet, in die man hineingeboren wird, deren innere Zusammenhänge man erlernt und in denen man sich verständigt. Wie andere Institutionen auch werden Religionen von professionellen Spezialisten gehütet, die priesterliche Funktionen haben, nicht immer aber eigene religiöse Erfahrung kennen. Gleichzeitig gibt es in Religionen immer auch «Charismatiker» (Schamanen, Propheten, Ekstatiker), die aus *eigener* spiritueller Erfahrung die Welt deuten und ihre Mitmenschen auf Oberflächliches und Tiefgründiges hinweisen, damit geistige Kraft das Leben neu erfassen und transformieren kann. Unter *Spiritualität* verstehe ich den bewußten Umgang mit dem eigenen Bewußtsein, d. h. vor allem die Schulung der Wahrnehmung und die Entwicklung von Achtsamkeit in allen Lebensbezügen. Entwickelt sich die Spiritualität, kommt es zu neuen Deutungen der Welt, des Lebens und der Rolle des Menschen, zu einer Veränderung in den Religionen also. Religionen sind – wie alles Wichtige im Leben – nichts Statisches. Identität ist kein Ding, sondern ein Prozeß. Dieser Prozeß ist ein gegenseitiges Durchdrungensein von allem, was Menschen in einer sich ständig verändernden Welt erfahren, was sie durchdenken und fühlen. Religionen sind und bleiben dabei verschieden, sie drücken in einer je einzigartigen Sprache das Geheimnis des Lebendigseins aus. Doch diese Sprache verändert sich, sie kann reicher, aber auch ärmer werden. Es ist wie in der Dichtung: Wir werden von der Sprache geführt, aber *wir* sind es, die der Sprache erst das Leben einhauchen. Wir, in unserem Lebendigsein.

Dies ist ein persönliches Buch, d. h. mehr als eine wissenschaftliche Abhandlung. Denn anders als im streng wissenschaftlichen Verfahren, das jede vorläufige Erkenntnis und Be-

hauptung immer neu zur Diskussion stellt, berühren persönliche existentielle Erfahrungen eine Schicht des Menschlichen, die in beinahe allen Kulturen mit dem verbunden war, was wir in der europäischen Tradition «religiöser Glaube» nennen. Religionen stützen sich auf grundlegende Behauptungen – meist «Offenbarungen» genannt – und Werte, die sie a priori akzeptieren und nicht begründen können. Angesichts der Vielzahl solcher Behauptungen müssen sie aber ihre Vernünftigkeit vor der Religionskritik erweisen und gerade auch im interreligiösen Gespräch auf den Prüfstand stellen. Denn im Streit der religiösen Meinungen geht es um Werte, die nicht nur autoritär akzeptiert, sondern von persönlicher spiritueller Erfahrung und ihrer vernünftigen Reflexion getragen werden. Erst dann können sie Ausstrahlungskraft gewinnen. Spirituelle Erfahrungen aber sind subjektiv und damit auf Ergänzung und rationale Vergewisserung angewiesen, sie sind nicht beliebig und austauschbar.

Ich wende mich an Leser, denen es nicht genügt, ihr Leben nur als Verbraucher von materiellen (oder geistigen) Gütern im Konsumrausch zu leben, an Menschen also, die wünschen und hoffen oder gar davon überzeugt sind, daß die Gestaltung des eigenen Lebens und die Gestaltung der Gesellschaft einem kreativen Abenteuer gleicht, das sich noch lange nicht erschöpft hat. Menschen, die bei allem Scheitern im Detail des Lebens die Werte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch ohne ironischen Unterton buchstabieren wollen. Ich möchte die Leser einladen, die *alten* Bilder der Religionen *neu* zu betrachten, und zwar auf dem Hintergrund der je eigenen ganz persönlichen Erfahrung von Leiden und Hoffnung. Deshalb möchte, ja muß ich auch meine eigene Erfahrung einbeziehen, wobei ich mir der Grenzen deutlich bewußt bin, da letztlich nur in unmittelbarer Gemeinschaft Persönliches wirklich lebendig werden kann. Doch will ich mich darauf einlassen, um damit andere, wenn möglich, zum Abenteuer der spirituellen Entdeckung zu inspirieren. Vieles in meinem Leben erscheint mir als «Entdeckung». Das meiste ist zu mir gekommen, nicht ich habe mich bewegt. Und ich bin neugierig.

Meine eigene Lebensgeschichte ist eng mit dem Zen verbunden. Zuvor war ich aufgewachsen in einem Elternhaus, in dem die christliche Freude an der Erlösung und der wunderbaren Schöpfung Gottes vor allem in der Musik lebendig war. Ich sang acht Jahre in einem Knabenchor, und noch heute kann ich weite Teile der Bibel auswendig singen (nicht sprechen). Religion wurde für mich weniger eine Sache intellektueller Sätze, sondern musikalischer Ausdruck, dankbare Anbetung. Vermutlich ist das der Grund dafür, daß ich schon früh ahnte, der wesentliche Beitrag des Christentums zum Erbe der Menschheit bestehe vielleicht weniger in den philosophischen Theorien als in der geistlichen Musik, die alle Schattierungen menschlichen Leidens, Ringens und Scheiterns, aber auch menschlicher Hoffnung und überirdischer Harmonie so einzigartig ergreifend zum Ausdruck bringen kann. Später kamen das Studium der Theologie und die Faszination durch die indische Geisteswelt hinzu. Zunächst war ich nur an der Sanskrit-Sprache interessiert, aber dann lasen wir Texte aus den Upanishaden und der Bhagavadgita, die mich nicht mehr losließen. Es war die Verbindung tiefer Herzensfrömmigkeit mit intellektueller Schärfe, besonders in der Gita und der Katha Upanishad, die mich neugierig machten auf eigene Entdeckungen. Und es begegneten mir zur rechten Zeit erfahrene Lehrer, das war entscheidend. Ihnen verdanke ich unzählige Anregungen und Einsichten, von denen auch dieses Buch geprägt ist. Von meinem akademischen Lehrer Peter Heidrich lernte ich, genaue Philologie mit kontemplativem Schweigen zu verbinden und angesichts der Fremdheit geistiger Welten vorschnelles Urteilen zu vermeiden. Die alten Chinesen waren in seinem Haus ebenso gegenwärtig wie Dantes «Göttliche Komödie» und Goethes «Faust». Er führte mich ein in das gegenständliche Meditieren und nahm mich später mit zu einem Meister, der mein weiteres Leben entscheidend beeinflussen sollte: der katholische Priester und Zen-Lehrer Hugo M. Enomiya-Lassalle. Unter seiner Anleitung unternahm ich die ersten Schritte in der Praxis der Zen-Meditation, unter großen Schmerzen und Widerständen zunächst, denn das stundenlan-

ge Sitzen war anfangs eine Qual – die Beine schmerzten, die innere Unruhe löste psychische Spannungen aus. Doch gleichzeitig wuchs eine Freiheit des Augenblicks in mir, die sich durch das Bewußtwerden des Atems einstellte. Später lud mich Lassalle nach Japan ein, wo ich bei anderen Meistern übte.

Doch zuvor kam die Begegnung mit Indien und dort mit Menschen, die für mich prägend wurden, vor allem mit dem Benediktiner Bede Griffiths und dem XIV. Dalai Lama. Zunächst studierte ich in Indien die Upanishaden, das Brahma-Sutra, die Kommentare Shankaras und auch das Yoga-System (in Theorie und Praxis). Durch die Begegnung mit dem Dalai Lama eröffnete sich mir die Welt des tibetischen Buddhismus. Indien, das war und ist der Eintritt in eine Welt der Widersprüche, die zu einer tieferen Begegnung mit sich selbst, den eigenen Werten, der Religion, den Zielen im persönlichen Leben zwingt.

Dann ging ich nach Japan. Dort faszinierte mich die Schönheit der Tempel, das Spielen der Shakuhachi-Flöte, ihr verhauchter Ton, der sich im Crescendo bruchlos zu einem schneidenden Trompetenklang verdichten kann. Im zenbuddhistischen Kloster rebellierte ich zunächst gegen den Druck der Disziplin, die sich bis auf die Art und Weise des Einschlafens und Schlafens auf der Matte im Zendo erstreckte. Alles erschien mir herzlos, mechanisch, perfekt eingeübt, als bloße und doch sehr schöne Fassade. Zerschmetterung des Ego – ja, aber auf diese Weise? Bis die erste eigene Erfahrung das selbstgewobene Netz von Verstrickungen, Ängsten, Gedanken und geheimen Wünschen zerreißen ließ – Frieden und ein tiefes inneres Lachen! Alles war in diesem Augenblick eins: die Schönheit, die Trauer, das Vorige und das, was im Moment war, der Ton einer Glocke in der Nachbarschaft. Ich empfand eine unbeschreibliche Freude, in der das Gefühl aufklang, das ich als Knabe während der h-Moll-Messe von Bach erlebt hatte, wenn wir das «Sanctus» sangen. Aber hier sang ich kein «Sanctus», sondern das «Sanctus» sang mich. Jede Millisekunde des Atmens war das Sanctus. Alles war Gegenwart.

Die Einzelheiten sind mir heute noch ganz greifbar. Es war, als hätte ich nach einer langen Wanderung durch den Himalaya den schweren Rucksack abgeworfen und ein Bad im kalten Gebirgsbach genommen – nun kam die Lebenswärme von innen zurück und erzeugte ein Gefühl von Leichtigkeit, von Freude. Das hielt an, und mein Üben war hinfort wie in ein anderes Licht getaucht. Erst später studierte ich, was ich erfahren hatte, d. h., ich beschäftigte mich mit buddhistischer Philosophie, der Geschichte der buddhistischen Traditionen, der Begegnung der Religionen.

Für mich waren es also eigene innere Erfahrungen und Begegnungen mit mehreren Religionen, die meinen Weg bestimmt haben und weiter prägen. Ich glaube, daß es Fügungen sind: Jedem begegnet im rechten Augenblick das, was ihm/ihr gemäß ist. Allerdings: Wir müssen achtsam sein, den Augenblick nicht zu verpassen. Achtsamkeit, also Meditation, kann man lernen – es ist nie zu spät. Die guten Augenblicke kehren in neuer Gestalt immer wieder, in unendlicher Fülle.

Noch einmal zu den drei Menschen, die mich zu dem angeregt haben, was ich in diesem Buch zu formulieren versuche: Hugo M. Enomiya-Lassalle (1898–1990) war einer der Pioniere des Zen im Westen und hat bahnbrechend gewirkt in der Begegnung von Buddhismus und Christentum. Unbestechlich in seiner Art, bald knorrig-spröde, dann wieder entwaffnend heiter mit trockenem Humor, konnte Lassalle nüchterne Begeisterung wecken. In diesem Sinn ist er zum Lehrer und Zen-Meister für mich und Ungezählte, Christen wie auch Buddhisten und Menschen ohne Religionszugehörigkeit, geworden.

Der XIV. Dalai Lama (geb. 1935), ein bescheidener buddhistischer Mönch und zugleich ein verantwortungsvoller Politiker der Gewaltlosigkeit, verbindet herzliche Güte mit schallendem Humor. Allen politischen Widrigkeiten zum Trotz praktiziert und vermittelt er klare und einfache Handlungsmuster, so daß ich mich wie viele Menschen, die seine Nähe erfahren, bestärkt, ermutigt und voller Hoffnung fühle, ohne genau zu wissen, warum und wie dies möglich ist. Er hat die Gabe, im

Gespräch mit entwaffnender Direktheit und doch liebevoll jede Maske behutsam zu entfernen, hinter der man das jeweils eigentliche Problem zu verstecken sucht. Selbst in ausweglos erscheinenden Situationen gelingt es ihm, das Weiterführende zu sehen. Leiden ist für ihn eine Chance, freier zu werden. Wenn alles fraglich ist und dem Wandel unterliegt, so bleibt doch eine Grundhaltung für ihn unveränderlich: Er glaubt an das Gute in *jedem* Menschen, das nur entwickelt werden müsse. Der Dalai Lama betont immer wieder, daß jede einzelne Religion ihren ganz besonderen Charakter habe und daß es *eine* Theorie der Welt und des Menschen oder *eine* Ideologie für alle nicht geben könne. Vielmehr solle im Meinungsstreit geprüft werden, was unter den gegebenen Umständen für die Menschheit nützlich sei, was man voneinander lernen könne, damit eine vertiefte widerspruchsfreie neue Interpretation des je Eigenen möglich wird. Und das nicht, um eine abgehobene Innerlichkeit zu pflegen – «*nirvana* kommt später», sagt er schmunzelnd –, sondern um gewaltfreie Konfliktlösungen und mehr Gerechtigkeit in der Welt zu schaffen. Die Ausstrahlung des Dalai Lama, das ist vor allem kraftvolle Güte, gepaart mit geistiger Klarheit, die das ganze Leben im Nu auf einen Punkt zu bringen scheint.

Bede Griffiths (1906–1993) erlebte ich als warmherzigen und intellektuell neugierigen Menschen, der mit zarter Aufmerksamkeit behutsam auf alles Neue zuging und wohl gerade so nicht nur mich bis ins hohe Alter hinein mit seiner Begeisterung für die indische Geisteswelt anzustecken vermochte. Ihm war daran gelegen, die Gegensätze des Intuitiven und Rationalen, religiöse Erfahrung und Wissenschaft, Kunst und Philosophie miteinander zu verbinden und sein einfaches kontemplatives Leben im indischen Ashram als Modell neuer Lebensgemeinschaft für viele Menschen fruchtbar zu machen. In den letzten Lebensjahren reifte in ihm die Einsicht, daß alle überlieferten Religionen eher dominant, eben *maskulin*, seien und daß es gelte, die *feminine* Seite in den Religionen, aber auch in sich selbst, zu entdecken und zur Entfaltung zu bringen. Die Dualismen von Welt und Gott, Natur und Geist, Him-

mel und Erde zu integrieren sah er als Aufgabe für unsere gegenwärtige Generation. Bede Griffiths ist immer Christ geliebt, auch wenn er in der hinduistischen kontemplativen Erfahrung an denselben Urgrund zu rühren glaubte, der sich auch in den großen Texten des Christentums ausspricht. Die Große Mutter sah er nicht nur als Symbol, sondern als eine geistige, vielleicht sogar politische Haltung, aus der sich ein transpersonales Muster für das Gottes- und Menschenbild ergeben könne, das unserer Lebenspraxis eine andere, anmutigere und wahrhaftigere Richtung geben solle. «Small is beautiful», dieser Satz des Ökonomen E. F. Schumacher hatte es ihm angetan, und er suchte in allen Lebensbereichen das Einfache im Komplizierten zu entdecken, nicht im Sinne einer Reduktion, sondern als Besinnung auf das Wesentliche. Beinahe zwanzig Jahre lang haben wir immer wieder gemeinsam die Upanishaden und die Bhagavadgita gelesen, tibetische Klöster und indische Ashrams besucht, meditiert und die großen Feste der Religionen gefeiert.

Traditionelle Kulturen lebten in jeweils mehr oder weniger fest voneinander abgegrenzten Religionen und Wertvorstellungen, die die Gesellschaft zusammenhalten, Orientierung und Maß geben sollten. Daß es dabei nirgends konfliktfrei zugeht, zeigt ein Blick in die Geschichte. Heute aber begegnen die Religionen einander institutionell in einer Weise, wie es das in der Menschheitsgeschichte noch nicht gegeben hat. Das erzeugt neue Konflikte, aber auch Möglichkeiten zu kreativen Synthesen. Wie die Welt in fünfhundert Jahren diesbezüglich aussehen wird, wissen wir nicht. Aber die Religionen begegnen einander auch als Übungswege, Denkformen und Gefühl in jedem einzelnen, der oder die Anteil an verschiedenen Kulturen, Sprachen und Lebensformen hat, und das sind heute nicht wenige Menschen.

Vieles von dem, was ich schreibe, ist Nachdenken über das, was meinen Werdegang geprägt hat und sich in mir selbst abspielt: wie etwa ein Christ buddhistisch geprägt wird, ohne aufzuhören, Christ zu sein. Folgendes Bild drängt sich mir auf: Es ist wie der Einstieg in einen tiefen Schacht ohne Treppen. Ich

werde gehalten nur durch das Abstützen von Füßen und Händen an den Einstiegswänden. Die eine Wand ist für mich das Christentum, die andere die buddhistische Übungspraxis. Lasse ich auf der einen Seite los und taste mich einen Schritt tiefer vor, so folgt sehr bald der Schritt auch auf der anderen Seite. Es ist ein Loslassen und Neufinden, ohne Angst in tiefem Vertrauen, weil bisher alle Schritte zu neuen Erfahrungen und neuen Welten geführt haben. Ich kann die Theorien, die Rituale, die äußere Gestalt der Religionen schätzen, aber in Anbetracht der Grenzen des Erkennens auch gelassen relativieren. In Wirklichkeit ist alles noch einmal ganz anders, und das Tasten in die Tiefe hört nie auf.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck